

SHELLY BELL

NIGHTS ⁵
PLEASURE

ROMAN



digital

LYX

Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

Epilog

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Shelly Bell bei LYX

Impressum

Shelly Bell

Nights of Pleasure

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Michaela Link*



LYX

Zu diesem Buch

Cash Turner wurde für ein Verbrechen verurteilt, das er nicht begangen hat. Frisch aus dem Gefängnis entlassen, muss er sich nun unauffällig verhalten und jeglichem Ärger aus dem Weg gehen. Doch als er seine Bewährungshelferin Dreama Agosto trifft, wird Cash gleich klar, dass ihm Probleme bevorstehen. Denn Dreama ist die Versuchung in Person. Sie ist nicht nur die attraktivste Frau, die Cash kennt, sie ist auch noch klug und mutig und glaubt ihm obendrein, dass er unschuldig ist. Gemeinsam wollen sie beweisen, dass Cash zu Unrecht verurteilt wurde. Doch dabei steht ihnen nicht nur die starke Anziehungskraft zwischen ihnen, sondern auch eine Gefahr aus der Vergangenheit im Weg ...

1

Dreama taten sämtliche Knochen weh, als hätte sie ein Dom während der letzten zwölf Stunden an einen harten stählernen Strafbock gekettet. Nicht dass irgendein Dom, den sie kannte, so etwas Ungeheuerliches getan hätte. In ihren Kreisen würde es gegen die BDSM-Prinzipien verstoßen, eine Sub über zwölf Stunden lang so gefesselt zu lassen, denn diese Prinzipien verlangten, dass die Aktivitäten sicher, bei klarem Verstand und einvernehmlich stattfanden. Daher war sie nie länger als für jeweils einige Minuten angekettet gewesen. Aber sie stellte sich vor, wenn sie es gewesen wäre, würden ihre Knochen so schmerzen wie jetzt.

Sie dachte an die letzte Nacht zurück. Der sexy Dom hatte sie mit der Riemenpeitsche ziemlich hart rangenommen, aber es war nicht ihr erstes Rodeo mit einer Peitsche gewesen – oder das hundertste. Und sie war nicht verkatert; sie hatte keinen Schluck Alkohol getrunken. Nun gut, sie hatte nur etwa sechs Stunden Schlaf bekommen, aber das war nichts Ungewöhnliches für sie.

Mit einem Niesen rollte sie sich im Bett herum und stellte ihren Wecker aus.

Drei weitere Nieser folgten. *Uff.* Ihr Kopf fühlte sich an, als wäre er mit Watte vollgestopft.

Verdammt.

Sie konnte es sich im Moment nicht leisten, krank zu werden. Nicht, solange sie im Rennen um die führende Position in der Bewährungshilfestelle war, in der sie gegenwärtig arbeitete. Eine Position, die eine Gehaltserhöhung von zehntausend Dollar im Jahr bedeutete und die Möglichkeit, in ihrem Büro mehr Einfluss zu haben.

Meg, die über die gleichen Qualifikationen verfügte, war die einzige andere Person, die man für den Job in Betracht zog. Seit dem ersten Tag ihrer Zusammenarbeit war Dreama von Meg eher als Konkurrentin behandelt worden und weniger als eine Kollegin. Meg hatte jedes Freundschaftsangebot Dreamas zurückgewiesen. Bekäme Meg den Job, würde Dreama ständig auf der Hut sein müssen, denn Meg würde sie feuern, sobald sich ihr die Chance dazu böte.

Nackt und zitternd warf Dreama die Decken beiseite, stieg aus dem Bett, schnappte sich aus ihrer Kommode ein Kapuzensweatshirt und eine Jogginghose und schlüpfte hinein. Selbst der simple Akt des Anziehens strengte sie an. Dies war mehr als eine Erkältung. Sie hatte sich vermutlich die Grippe eingefangen, die im Moment in ihrem Büro grassierte.

Wenn sie ausreichend Medikamente einnahm, konnte sie vielleicht mit ihren Vormittags-Klienten reden und mit denen am Nachmittag andere Termine vereinbaren. Sie riss ein Papiertaschentuch aus einer Schachtel und öffnete die Tür zum Badezimmer, um dort nach irgendeinem Mittel zu suchen, das sie einnehmen konnte, um sich wieder halbwegs wie ein Mensch zu fühlen.

Selbst mit Jalousien vor den Fenstern war ihr das Licht viel zu grell, als sie ins Wohnzimmer stolperte. Blinzeln stellte sie fest, dass sie nicht allein war.

Jane, ihre Mitbewohnerin, deckte gerade Maddox zu, ihr Baby, das glücklich in seinem Autositz vor sich hinplapperte. Neben ihnen stand Ryder, Maddox' Vater, der erst vor kurzem auf der Bildfläche aufgetaucht war. Dreama wurde ganz warm ums Herz bei dem Anblick der drei zusammen. Hoffentlich bedeutete dies, dass Ryder und Jane an ihren Problemen arbeiteten.

»Oh. Ich dachte, du wärst bei der Arbeit«, sagte sie zu Jane. Normalerweise hätte Jane Maddox inzwischen schon in der Kita abgegeben. Sie begrüßte Ryder mit einem

kurzen Winken und fragte ihre Mitbewohnerin: »Hast du irgendwelche Erkältungsmedikamente? Meine sind mir ausgegangen.«

»Ja. Ich habe etwas im Bad, unter dem Waschbecken.« Janes Miene änderte sich, und Dreama erkannte mütterliche Sorge darin. »Du siehst schrecklich aus.«

Genau das, was sie hören wollte. Sie sah genauso mies aus, wie sie sich fühlte.

»Ich fühle mich auch schrecklich.« Dreama putzte sich die Nase, und als sie damit fertig war, drehte sich der Raum um sie herum. *Vergiss die Medizin*. Sie brauchte mehr Schlaf. »Ich glaube, ich habe die Grippe. Ich rufe im Büro an und gehe wieder ins Bett.«

Auf dem Weg in ihr Zimmer überfiel sie eine weitere Welle des Schwindels, und sie streckte die Hand aus, um sich festzuhalten. Plötzlich war Jane an ihrer Seite und legte ihr einen Arm um die Taille. Statt sie in ihr Zimmer zu bringen, führte sie sie ins Bad. Jane klappte den Toilettendeckel herunter und deutete darauf. »Setz dich.«

Dreama war zu müde, um zu protestieren. Sie sank auf den Sitz und hielt sich an den Seiten fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Jane hockte sich hin, öffnete den Schrank unter dem Waschbecken und durchstöberte ihn. Dann stand sie mit einer vollen Flasche Erkältungsmedizin und einem Thermometer in den Händen wieder auf. Sie wandte sich an Dreama und ließ das digitale Stäbchen vor ihrem Mund hin- und herbaumeln. »Aufmachen.«

Dreama pflückte das Thermometer aus Janes Fingern und schob es sich unter die Zunge. Zehn Sekunden später gab es ein schnelles Piepen von sich. Jane zog es Dreama aus dem Mund und las stirnrunzelnd ab: »39,5 Grad.«

Dreama klapperte mit den Zähnen. »Das wird schon wieder. Ich brauche nur ein wenig Ruhe.« Sie beobachtete, wie Jane die orangefarbene Flüssigkeit in einen winzigen Messbecher goss, und war dankbar dafür, eine solch

liebevolle Freundin zu haben. »Das mit dir und Ryder sah gerade ziemlich kuschelig aus. Ich habe so das Gefühl, dass ich bald eine neue Mitbewohnerin brauchen werde.«

Jane reichte ihr die Medizin. »Wir lassen es langsam angehen.«

So krank sie sich auch fühlte, sie konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Du vergisst, wie dünn diese Wände sind. Ich habe letzte Nacht gehört, wie langsam ihr es habt angehen lassen.« Sie kippte die Flüssigkeit hinunter, als wäre es ein Schnaps.

»Ja, hm, Sex ist nicht das Problem zwischen uns«, murmelte Jane. Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust und schürzte die Lippen. »Wir wollten eigentlich ins Gemeindezentrum fahren, um ein Foto von Maddox auf dem Schoß des Weihnachtsmannes zu machen, aber vielleicht sollte ich lieber hierbleiben. Ich will dich nicht allein lassen, wenn du so krank bist.«

Kopfschüttelnd stand Dreama auf, was eine schlechte Idee war, weil der Raum sich jetzt wieder um sie drehte. Sie lehnte sich an die Wand, um nicht zu fallen. »Nein. Ich will, dass ihr hinfahrt. Ich will einen Abzug von dem Foto für meinen Nachttisch haben.« Sie liebte Maddox wie einen eigenen Sohn. Sie hatte den Jackpot geknackt, als Jane sich auf ihre Anzeige für eine Mitbewohnerin gemeldet hatte und eingezogen war. Abgesehen von ihrer Cousine Isabella hatte sie keine engere Freundin. »Ich freue mich wirklich für dich, weißt du. Ryder ist ein guter Kerl. Er ist im Moment vielleicht noch zu sehr mit sich beschäftigt, aber das wird sich legen. Denk an meine Worte. Nächstes Jahr um diese Zeit werdet ihr beide, du und Maddox, bei Ryder leben. Du wirst alles haben, was du dir jemals gewünscht hast.«

Janes Augen glänzten, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. »Ich hab dich lieb. Versprich mir, dass wir, ganz gleich, was geschieht, immer Freundinnen sein werden.«

Der Kloß in Dreamas Kehle hatte nichts mit der Grippe zu tun. »Versprochen.«

Jane half Dreama zurück in ihr Zimmer, wo Dreama wieder ins Bett ging und im Büro anrief. Als sie auflegte, hatte sie jedes letzte bisschen Energie aufgebraucht. Und den Akku ihres Handys. Sie musste letzte Nacht vergessen haben, ihr Telefon aufzuladen. Hustend beäugte sie das Ladegerät, das auf der anderen Seite des Zimmers neben ihrer Nähmaschine lag. Das war *soooo* weit weg.

Sie deponierte ihr erloschenes Telefon auf dem Nachttisch und beschloss, es aufzuladen, nachdem sie ein Nickerchen gemacht hatte. Dann fielen ihr die Augen zu. Sie hörte noch, wie die Haustür ins Schloss fiel, bevor sie einnickte.

Schlagartig fuhr sie aus dem Schlaf hoch.

Sie fror nicht mehr. Tatsächlich fühlte sie sich verschwitzt und überhitzt, und ihr Herz hämmerte viel zu schnell. Wie viel Zeit war vergangen?

Sie beäugte ihre Uhr und rechnete nach. Sie hatte nur ungefähr zwanzig Minuten geschlafen. *Seltsam*. Wenn sie sonst krank war und diese Medizin einnahm, schlief sie immer stundenlang.

Nach einem lauten Krach im Wohnzimmer hielt sie die Luft an.

Waren Ryder und Jane schon zurück?

Sie wollte gerade nach ihnen rufen, aber eine seltsam böse Vorahnung im Bauch mahnte sie, still zu sein. Sie versuchte, den Hustenreiz zu unterdrücken, und schluckte mehrfach. Ausnahmsweise einmal stimmte sie dem Motto ihrer Mutter zu: *Vorsicht ist besser als Nachsicht*.

Mit einem Blick auf das Ladegerät griff sie nach ihrem saftlosen Telefon und schlüpfte aus dem Bett. Warum hatte sie ihr Handy nicht eingestöpselt, bevor sie wieder schlafen gegangen war?

Ihre Hände zitterten, als sie ihr Telefon an das Ladegerät anschloss. Das rote Licht erschien auf dem

Bildschirm und zeigte an, dass der Apparat nicht einmal für einen Anruf genug Saft hatte.

Wahrscheinlich litt sie unter einer medikamenteninduzierten Paranoia, aber ihre Instinkte schrien ihr zu, diese Wohnung zu verlassen.

Und sie ignorierte nie ihre Instinkte.

Das Problem war, dass ihre Wohnung nur einen Ausgang besaß, und das war die Etagentür vorn im Flur. Wenn da draußen ein Einbrecher war, konnte sie nicht an ihm vorbeikommen, ohne dass er sie sah.

Während ihr Telefon lud, drückte sie ein Ohr an die Tür. Es folgte ein Moment der Stille, bevor sie hörte, wie eine Schublade zugeschlagen wurde und eine fremde Männerstimme fluchte.

Okay, okay, okay. Keine medikamenteninduzierte Paranoia.

Sie brauchte eine Waffe.

Leise öffnete sie ihren Schrank und nahm einen Baseballschläger heraus, dankbar, dass ihre Mutter ihr all diese schrecklichen Geschichten aus den Nachrichten darüber erzählt hatte, was ledigen Frauen widerfuhr, die allein lebten. Es war die Absicht ihrer Mom gewesen, mit diesen Geschichten Dreamas Meinung zu ändern, damit sie nicht aus ihrem Elternhaus auszog, aber stattdessen hatte es nur dazu geführt, dass Dreama etwas in ihrer Wohnung aufbewahrte, womit sie sich verteidigen konnte. Sie fühlte sich nicht wohl mit einer Schusswaffe, also hatte sie sich gedacht, dass ein Baseballschläger den Zweck gut genug erfüllen würde, zumindest bis sie in die Küche gehen und sich ein Messer schnappen konnte. Niemals, nicht einmal in ihren wildesten Albträumen, hatte sie je geglaubt, dass sie ihn würde benutzen müssen.

Wieder legte sie das Ohr an die Tür und überprüfte noch einmal ihr Handy, aber es hatte sich immer noch nicht eingeschaltet. Die Schritte des Eindringlings wurden lauter. Ihr lief die Zeit davon.

Vielleicht sollte sie sich in ihrem Kleiderschrank verstecken?

Sie bekam keine Gelegenheit, sich zu entscheiden. Die Schritte verstummten, und der Türknauf wurde gedreht.

Den Arm mit dem Schläger erhoben trat Dreama einen Schritt zurück.

Ihr Telefon leuchtete auf. Es hatte wieder Saft.

Aber es war zu spät.

Der maskierte Eindringling stand in ihrer Tür.

2

Dreizehn Monate später ...

Bei jedem Schritt, den Dreama Agosto tat, schoss der Schmerz durch ihren rechten *Os coxae* und ihren Oberschenkelknochen. Vor einem Jahr hatte sie nicht einmal gewusst, was ein verdammter *Os coxae* war (es stellte sich heraus, dass es das Hüftbein war), aber nachdem sie monatelang im Krankenhaus und dann in einer Rehaklinik gewesen war, konnte sie wahrscheinlich die verfluchten Prüfungen vor der Ärztekammer bestehen. Es war Wissen, das sie lieber nicht gehabt hätte, wenn es nach ihr gegangen wäre.

Aber natürlich war es nicht nach ihr gegangen.

Denn ein Mann, der mit voller Kraft einen Baseballschläger geschwungen hatte, hatte ihr diese Wahl genommen.

Und ihr Körper würde sie das niemals vergessen lassen.

Die meisten Menschen hätten den Weg vom Parkplatz bis zu ihrem Büro nicht als lang bezeichnet.

Aber diese Menschen waren nicht sie.

Diese Menschen waren nicht Stunde um Stunde operiert worden, wobei ihre zerschmetterten Knochen mit Metallschrauben, -nadeln, -stäben und -platten repariert worden waren.

Diese Menschen litten nicht an ständigen Schwellungen und Schmerzen.

Diese Menschen brauchten nicht jeden Tag in den Spiegel zu schauen und am ganzen Körper hässliche Operationsnarben zu sehen.

Niemand hatte ihr je gesagt, dass Narben wehtun konnten.

Aber sie konnten es. Und ihre taten es auch.

Die Ärzte hatten ihr zuerst nicht geglaubt.

Später, nach vielen Diskussionen und zahlreichen Tests, hatten sie es als Neuropathie bezeichnet. Nervenschäden. Schon jetzt litt sie an ständigen Schmerzen, aber wenn sie mehr als nur ein paar Schritte weit ging, stieg der Schmerz auf einer Skala von 1 bis 10 auf eine 15 an. Es war, als würden ihre Nerven mit einem Schlachtermesser attackiert.

Physiotherapie, Biofeedback, Antidepressiva, Psychotherapie, Cremes, Spritzen ... nichts verringerte den Schmerz.

Und so hatte sie gelernt, mit ihm zu leben.

Kaum zu glauben, dass sie vor einem guten Jahr ein wenig Schmerz sogar genossen hatte, den ein Dom ihr zufügte.

Erotischer Schmerz war jedoch etwas ganz anderes als das, was sie kennengelernt hatte. Dieser Schmerz hatte ihr die Kontrolle und die Fähigkeit genommen, körperliche Lust zu empfinden.

In dem ebenerdigen Ziegelsteingebäude nickte Dreama einem jungen Sicherheitsmitarbeiter zu, bevor sie ihre Handtasche und den Wintermantel auf das Laufband legte, um sie durchleuchten zu lassen.

Er war neu, zumindest für sie, da sie seit dem Überfall keinen Fuß mehr in dieses Gebäude gesetzt hatte. Sie hatte keine Ahnung, ob er nicht schon seit Monaten hier arbeitete.

Sie passierte den Metalldetektor und hoffte, es hindurchzuschaffen, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Jede Hoffnung darauf erstarb, als das Licht am oberen Rand der Maschine rot aufleuchtete und ein dreifaches Piepen den Wachposten herbeirief.

»Nehmen Sie alles aus Ihren Taschen, was Sie bei sich haben«, sagte er und stoppte das Laufband. »Schlüssel, Handy ...«

»Ich habe nichts in meinen Taschen«, erklärte sie ihm. Himmel, ihre konservative schwarze Hose *hatte* gar keine Taschen. »Das Metall ist in meinem Körper.«

»Ma'am«, sagte er und redete mit ihr, als wäre sie zweiundneunzig statt siebenundzwanzig.

Wirklich? Sie hatte die Arbeitswelt für ein Jahr verlassen und wurde jetzt als eine *Ma'am* betrachtet? Sie konnte nicht mehr als ein oder zwei Jahre älter sein als er.

Er sprach weiter. »Ein Implantat oder kleinere Mengen Metall in ihrem Körper würden den Alarm nicht auslösen. Bitte, treten Sie zurück und gehen Sie noch einmal durch den Detektor.«

Sie würde nicht weinen.

Das tat sie nicht.

Niemals.

Und sie hatte nicht vor, damit anzufangen, nur weil eine lange Schlange von Menschen hinter ihr wartete oder weil zusätzliche zehn Schritte für sie wie ein zusätzlicher Zehn-Meilen-Lauf für jeden anderen gewesen wären.

Nein, sie würde nicht weinen. Aber sie würde eine Szene machen, die wahrscheinlich dazu führte, dass er auf den Knien um Gnade winselte und sie aus dem Gebäude geworfen wurde. Und wenn sie nicht in diesem Gebäude sein durfte, dann konnte sie nicht arbeiten, und wenn sie nicht arbeiten konnte, konnte sie ihre neue Wohnung nicht bezahlen, und wenn sie ihre Wohnung nicht bezahlen konnte, würde sie wieder zu ihren Eltern ziehen müssen, und wenn sie zu ihren Eltern ziehen musste, würde die unaufhörliche Sorge ihrer Mutter sie in den Wahnsinn treiben.

»Hören Sie, ich würde lieber nicht noch einmal durch den Detektor gehen müssen«, sagte sie, ließ ihre perlweißen Zähne aufblitzen und klimperte mit den

Wimpern. »Könnten Sie vielleicht einfach ... ich weiß nicht ... den Stab bei mir benutzen?« Sie deutete auf das Schild der Bewährungshilfestelle vor ihnen. »Ich arbeite hier – meine Dienstmarke ist in meiner Handtasche – und da wir einander in Zukunft häufig sehen werden, wird das wahrscheinlich jeden Tag passieren, denn ich habe praktisch so viel Metall in mir, dass ich als RoboCop auftreten könnte. Wir sollten also eine Alternativlösung für den Metalldetektor finden.«

Als würde er über ihre Bitte nachdenken, legte der Wachposten den Kopf schief. »Noch einmal, Ma'am, ob Sie nun eine *Angestellte* hier sind oder nicht«, sagte er und betonte dabei das Wort *Angestellte*, um klarzustellen, dass er ihr das nicht glaubte, »Sie dürfen das Gebäude nicht betreten, wenn Sie nicht erfolgreich durch den Metalldetektor kommen.«

Die Menschen in der Schlange hinter ihr wurden langsam unruhig, und ihr Getuschel und ihr frustriertes Stöhnen drang an ihre Ohren. Sie starrte auf diesen verdammten Metalldetektor und wünschte sich die Fähigkeit, ihn mit den Augen zum Schmelzen zu bringen.

»Entschuldigung, Sir?«, sagte ein Mann hinter ihr. »Als Angestellte der Staatlichen Bewährungshilfestelle und da dieses Gebäude der Ort ihrer Anstellung ist, hat die Dame aufgrund ihrer Behinderung Anspruch auf angemessene Vorkehrungen nach Bundes- und Landesrecht.« Als der Wachposten ihn mit leerem Blick ansah, fügte der Mann hinzu: »Sie hat erklärt, dass sie den Detektor wegen des Metalls in ihrem Körper ausgelöst hat, und wenn Sie beobachtet hätten, wie sie durch den Detektor gegangen ist, statt auf Ihr Handy zu schauen, hätten Sie ihr leichtes Humpeln bemerkt.«

Verdammt. Und da hatte sie gedacht, ihr Humpeln wäre nicht allzu auffällig.

»Darüber hinaus«, fuhr er fort, »hat sie um diese angemessenen Vorkehrungen gebeten. Wenn Sie ihr das

verwehren, verstößt das gegen das Gesetz für Amerikaner mit Behinderungen. Wenn Sie keinen Handdetektor haben, bin ich davon überzeugt, dass in dem Sicherheitshandbuch, das Sie immer wieder zitieren, etwas über Alternativmethoden steht, als Ersatz für den Metalldetektor.« Er sprach weiter und zitierte gelassen all die speziellen Bundes- und Landesgesetze, gegen die der Wachposten verstieß.

Ihr klappte der Unterkiefer herunter.

Und wenn sie diesen Mann bei einer Playparty kennengelernt hätte, wäre auch ihr Slip gefallen.

Er war groß. Richtig groß. Wahrscheinlich gute dreißig Zentimeter größer als sie mit ihren ein Meter fünfundsechzig. Und breitschultrig, sodass er jeden Zentimeter seines schwarzen Henley-Shirts perfekt ausfüllte. Sein dunkelbraunes Haar war fast bis auf die Kopfhaut geschoren, in einer beinahe militärischen Art, die seine ausgeprägten hohen Wangenknochen betonte. Seine Nase saß nicht ganz mittig und hatte einen kleinen Höcker, als wäre sie ein paarmal gebrochen worden, aber irgendwie sah das bei ihm gut aus. Es verlieh ihm etwas Dunkles und Gefährliches, das sie früher attraktiv gefunden hatte.

Und seine Lippen ... *oh Mann, diese Lippen*. Seine Unterlippe war voller als die obere. Es war eine weitere leichte Unvollkommenheit, die bei ihm irgendwie passte.

Ja, er war zum Anbeißen, verdammt.

Nicht wie ein Filmstar, ein Schönling, sondern wie jemand, vor dem sie am liebsten auf die Knie fallen und ihm die Füße küssen wollte.

Sie konnte nicht aufhören, auf seine Lippen zu starren, nicht wegen ihrer einzigartigen Form, sondern wegen der Art, wie er mit ihnen sprach. Leise, aber befehlsgewohnt. Eine Stimme, der man einfach gehorchen musste. Wie teuerster Whiskey, handgedrehte Zigaretten und schmutziger, versauter Sex in einem. Drei ihrer

Lieblingslaster. Es war viel zu lange her, seit sie sich das letzte Mal so etwas gegönnt hatte, Monate, seit sie das letzte Mal auch nur in Versuchung geraten war.

Dieser Mann war die personifizierte Versuchung.

Ihr Blick fiel auf seine Hände. Es waren Arbeiterhände. Groß ... abgerundete Fingerspitzen ... ein wenig Dreck unter seinen Nägeln ... *groß*.

Was konnte sie sagen? Manche Frauen fuhren auf den Oberkörper eines Mannes ab oder auf seine Augen, während anderen der Hintern gefiel.

Große Hände bedienten all ihre Knöpfe.

Große Hände und all die schlimmen Dinge, die sie mit ihr machen konnten. Die sie zumindest mit ihr hätten machen können, wenn sie die Berührung eines Mannes hätte ertragen können.

Ihr wurde bewusst, dass der Fremde nicht länger sprach.

Und der Wachposten sah sie an wie ein Kind, das gerade herausgefunden hatte, dass es keinen Weihnachtsmann gab. »Entschuldigung, Ma'am«, sagte er verlegen. »Nach meiner Schicht werde ich mit meinem Vorgesetzten über eine Alternative zum Metalldetektor sprechen.« Er trat hinter dem Fließband hervor und auf sie zu. »Ich habe keinen Handdetektor, daher werde ich Sie vorläufig einfach abklopfen, und dann können Sie weitergehen.«

»Fassen Sie mich nicht an!«, rief sie, verlor das Gleichgewicht, als sie vor ihm zurückschreckte, und fiel auf die Knie.

Aller Sauerstoff wich aus ihren Lungen. Ihre Brust fühlte sich an, als würde sie von einem schweren Gewicht zerquetscht, und ihr Herz hämmerte wie ein Presslufthammer hinter ihrem Brustbein.

Der Raum drehte sich, und die Ränder ihres Gesichtsfelds wurden schwarz.

Sie musste sich zusammenreißen.

Durfte nicht zulassen, dass die Furcht sie erstickte.

*Atme, verdammt. Du bist besser als das.
Konzentrier dich.*

»Treten Sie zurück«, sagte eine feste Männerstimme.
Nicht zu ihr, sondern *für sie*.

»Konzentrieren Sie sich auf meine Stimme«, sagte er ihr ins Ohr. »Niemand wird Sie anfassen. Sie sind in Sicherheit.«

Ihre Augen waren geschlossen, aber sie erkannte den Sprecher. Es war der Mann mit den großen Händen. Er hockte neben ihr. Ohne sie zu berühren. Er redete nur mit seiner leisen, beruhigenden Stimme auf sie ein. Einer Stimme, die gleichzeitig forderte und gurrte.

Sie folgte dem Rat ihrer alten Therapeutin und atmete durch die Nase ein und durch den Mund aus. Sie roch etwas Zitrusartiges, das sie an ihren Besuch in einem Orangenhain in Florida erinnerte. Ihr Herzschlag verlangsamte sich von einem Galopp zu einem steten Passgang, was den Druck auf ihre Brust löste und den Schwindel vertrieb.

Sie öffnete die Lider und schaute in besorgte graue Augen.

Wärme durchflutete ihren ganzen Körper.

Gott, wie peinlich.

»Danke«, flüsterte sie ihm zu. »Ich komme jetzt zurecht.« Immer noch ein wenig zittrig erhob sie sich vom Boden und wandte sich an den Sicherheitsposten.

»Vielleicht könnten Sie meine Vorgesetzte anrufen.« Sie spürte ihren Retter direkt hinter sich, als wäre er da, um sie aufzufangen, falls sie wieder hinfiel. »Meg Wilson kann bestätigen ...«

»Ist schon gut«, platzte der junge Wachposten heraus. Er schluckte krampfhaft. »Nicht nötig, sie anzurufen. Sie können durchgehen.«

Ah. Anscheinend kannte er ihre Chefin. Dreama hätte sie ebenfalls nicht anrufen wollen.

Sie nahm ihre Handtasche und ihren Mantel vom Ende des Fließbands und nickte ihrem grauäugigen Riesen ein letztes Mal zu, um ihre Dankbarkeit zu zeigen. Sein Gesichtsausdruck war hart, beinahe streng. Bei einer anderen Gelegenheit, in einem anderen Leben, hätte sie mit ihm geflirtet. Jetzt wünschte sie sich nichts mehr, als vor ihm wegzulaufen.

Ihre Hände zitterten, als sie auf die Klingel drückte, um durch den Angestellteneingang der Bewährungshilfestelle eingelassen zu werden. Sie schaute in die Kamera in der Ecke an der Decke und winkte. Als sie das Klicken des Schlosses hörte, zog sie die Tür auf und trat in den Flur neben dem Empfangsbereich.

Plötzlich stürzte Candice sich auf sie, sodass Dreama nach hinten auf ihre Fersen zurückwippte, bevor Candice sie umarmte und drückte. Wie Feuer schoss der Schmerz durch ihr rechtes Bein, und sie konnte sich nur mit großer Mühe daran hindern, aufzuschreien. Ihre Freundin hatte keine Ahnung, wie sehr eine solche Umarmung ihr wehtat.

Und sie würde es auch nie erfahren.

»Es ist so schön, dich zu sehen«, sagte Dreama. Und sie meinte es ehrlich. Obwohl Candice zwanzig Jahre älter war, hatten sie beide ungefähr zur gleichen Zeit mit der Arbeit in der Bewährungshilfestelle angefangen und waren Freundinnen geworden.

Candice trat einen Schritt zurück. »Noch schöner, dich zu sehen, Schätzchen. Ich weiß, du willst wahrscheinlich nicht darüber reden, aber wir alle haben dich hier vermisst. Ich habe versucht, dich im Krankenhaus zu besuchen, aber ...«

»Ich wollte niemanden außer meiner Familie sehen.« Oder besser gesagt, ihre Familie hatte sich die Besuche nicht verbieten lassen. Dreama drückte Candice' Hand. »Aber meine Mom hat all deine guten Wünsche weitergeleitet.«

»Ich bin froh, das zu hören. Jetzt, da du wieder hier bist, werden wir mal wieder richtig quatschen. Warte, bis du siehst, wie sehr mein Enkelkind in diesem Jahr gewachsen ist.«

»Wir gehen zusammen Mittag essen.« Dreama lächelte und ignorierte den Phantomschmerz an der Stelle, wo früher ihre Gebärmutter gewesen war. »Ist Meg in ihrem Büro?«

»Ja, und sie erwartet dich.« Candice formte noch mit den Lippen die Worte »Viel Glück«, dann hüpfte sie zurück an ihren Schreibtisch.

Dreama konzentrierte sich darauf, nicht zu humpeln, als sie durch den Flur zum Büro ihrer Vorgesetzten ging. Auf keinen Fall wollte sie Mag Wilson weitere Munition liefern, die sie gegen sie einsetzen konnte. Es war schwer genug gewesen, Meg zu überreden, sie wieder einzustellen.

War dieser Flur schon immer so lang gewesen?

Vor Megs Tür knirschte Dreama mit den Zähnen und massierte den verkrampften Muskel in ihrem Oberschenkel. Dies wäre vielleicht Dreamas Büro gewesen, wäre sie nicht angegriffen worden. Sie klopfte an die Tür und öffnete sie, nachdem sie Megs nachdrückliches »Herein« gehörte hatte.

Für eine derart nüchterne Frau, die darauf achtete, dass bei ihr immer alles mühelos aussah, war Meg ungewöhnlich klein und zierlich und reichte Dreama im Stehen nur bis zur Nase. Aber Dreama hatte gelernt, ihre Chefin nicht zu unterschätzen. Denn sie schaffte es, eine enorme Menge an Gemeinheit in ihrer winzigen Gestalt unterzubringen.

»Sie wollten mich sprechen?«, fragte Dreama von der Tür aus.

Ohne sich die Mühe zu machen, den Blick von ihrem Computerbildschirm zu heben, winkte Meg sie herein.

Dreama schloss die Tür hinter sich und wartete darauf, dass Meg sie begrüßte. Sie aufforderte, Platz zu nehmen.

Irgendetwas. Offensichtlich hatte sich in dem Jahr von Dreamas Abwesenheit im Büro nichts geändert. Meg war so passiv-aggressiv wie eh und je. Es ärgerte Dreama, dass Meg noch immer mit ihr konkurrierte. War ihr denn nicht klar, dass sie bereits gewonnen hatte? Sie hatte den Job bekommen, den Dreama gewollt hatte, und war jetzt ihre Vorgesetzte. Konnte sie die schäbige Eifersucht, die sie empfand, nicht zum Wohle des Büros hinter sich lassen?

Fünf Minuten später war Dreamas rechter Oberschenkel vollkommen verkrampft, und ihr rann der Schweiß von den Schläfen. Sie beäugte den leeren Stuhl vor Megs Schreibtisch und wünschte sich beinahe verzweifelt, ihre Beine zu entlasten. Aber diese Befriedigung würde sie Meg nicht geben.

Endlich schaute Meg vom Computer auf, sah Dreama an, schürzte die Lippen und rümpfte angewidert die Nase, als wäre Dreama irgendetwas Stinkendes unter ihrer Schuhsohle. »Ich werde ehrlich sein«, sagte Meg. »Ich habe mir Ihre Personalakte angeschaut, und obwohl frühere Vorgesetzte Ihre Arbeit gelobt haben, erwarte ich mehr von meinen Angestellten. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich Ihnen die Position nicht frei gehalten. Aber zu Ihrem Glück war das Gesetz auf Ihrer Seite. Verstehen Sie, was ich sage?«

Dass du ein herablassendes, sadistisches Miststück bist?

Ja, sie verstand. Als Staatsangestellte hatte Dreama sich aus medizinischen Gründen ein Jahr lang freistellen lassen können und hatte immer noch einen Job, zu dem sie zurückkehren konnte. Wenn das anders gewesen wäre, hätte Meg sie gefeuert. Was Bullshit war, denn trotz Megs Behauptungen war Dreama mehr als nur gut genug in ihrem Job gewesen. *Herausragend* war das Wort, das ihr Regionalleiter, Megs jetziger Chef, benutzt hatte, um ihre Arbeit zu beschreiben. Meg wusste, dass dieses Büro vielleicht Dreama gehört hätte, wenn es nicht zu dem

Überfall auf sie gekommen wäre. Und dafür hasste Meg sie.

Dreama musste sich buchstäblich auf die Zunge beißen, um nicht so zu antworten, wie sie es wollte. »Ja. Und ich werde Sie nicht enttäuschen.«

Sie wollte bloß die Chance haben, einen Teil ihres alten Lebens zurückzubekommen.

»Ich hoffe, Sie werden nicht zulassen, dass Ihre« – Megs Lippen verzogen sich höhnisch, als sie auf Dreamas Beine starrte – »*Unvollkommenheiten* Sie daran hindern, Ihre Pflichten im Job zu erfüllen. Es könnte zu viel für Sie sein, als Mitarbeiterin im Außendienst zu arbeiten. Wegen Budgetkürzungen mussten wir mehrere Stellen streichen, was bedeutet, dass die durchschnittliche Anzahl von Fällen, die Sie bearbeiten müssen, etwas höher sein wird als zuvor. Ich bin mir nicht sicher, ob Sie in der Lage sein werden, das zu bewältigen. Wenn Sie Zugeständnisse brauchen, suche ich Ihnen natürlich gerne eine passende Stelle im Büro. Vielleicht wäre es an der Rezeption bequemer für Sie.«

Nie im Leben scherte Meg sich auch nur einen Dreck um Dreamas Wohlergehen. Dies war alles ein Versuch, Dreama einzuschüchtern, damit sie eine Herabstufung hinnahm und als mutmaßliche Bedrohung für Megs Position als Vorgesetzte wegfiel. Meg hatte sich nie für die entlassenen Häftlinge interessiert. Für sie waren das einfach alles frühere Kriminelle und Fallnummern. Vielleicht lag es daran, dass Dreama ihr Diplom als Sozialarbeiterin und nicht wie Meg als Strafverteidigerin gemacht hatte, aber Dreama sah die Männer und Frauen als Menschen, ungeachtet ihrer Strafregister. Sie tat, was immer sie konnte, um ihnen dabei zu helfen, ihre Bewährungszeit erfolgreich zu beenden und zu einem produktiven Mitglied ihrer Gemeinschaft zu werden, ganz gleich, ob das bedeutete, von ihnen zu verlangen, sich einer Gruppentherapie zu unterziehen, ein

Antiaggressionstraining oder das Zwölf-Schritte-Programm zu absolvieren oder in einer Suppenküche zu arbeiten. Jeder Klient – sie bevorzugte das würdevollere Wort *Klient* gegenüber *auf Bewährung Entlassener* – war einzigartig, und es erforderte unterschiedliche Maßnahmen, damit jeder auf einen Pfad gesetzt werden konnte, auf dem er oder sie Erfolg hatte. Meg hatte sich nie die Mühe gemacht, ihre Klienten kennenzulernen, weshalb sie in der Lage gewesen war, pro Tag mehr Termine unterzubringen.

Dreama schenkte Meg ein strahlendes Lächeln und ignorierte die brennenden Krämpfe in ihrem Oberschenkel. »Meine *Unvollkommenheiten*, wie Sie sie nennen, werden mich in keiner Weise dabei beeinträchtigen, meine Arbeit zu schaffen. Aber danke für Ihr rücksichtsvolles Angebot. Und nun, wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben, ich bin heute wohl voll ausgelastet und möchte den Tag nur ungern bereits mit einer Verspätung beginnen.«

Meg richtete den Blick wieder auf den Computerbildschirm und entließ Dreama wortlos.

Na dann.

Dreama verließ den Raum, bevor Meg sich noch irgendetwas anderes ausdenken konnte, um sie zu beleidigen.

Die Bewährungshilfestelle war fast wie ein Quadrat angelegt, bei dem das Empfangspersonal vorn hinter Panzerglas saß und von drei langen Korridoren mit Büros umgeben war. Derzeit gab es für den gesamten Bezirk nur etwa dreißig Mitarbeiter, darunter Vorgesetzte, Angestellte und Hilfskräfte. Dreamas Büro war das letzte hinten rechts. Normalerweise war sie heilfroh, das Büro zu haben, das am weitesten von Megs entfernt war, aber im Augenblick war jeder Schritt eine Qual. Als sie es zu ihrem Schreibtisch geschafft hatte, war sie nass geschwitzt.

Ein Blick auf die Uhr an der Wand sagte ihr, dass sie spät dran war, dank des Fiaskos bei der Security und dank Meg, die ihre Zeit mit der versuchten Einschüchterung

verschwendet hatte. Es war bereits nach neun Uhr, und das Wartezimmer war voll mit Klienten, die sie sehen wollten, aber sie musste wenigstens einmal schnell die Akten ihrer morgendlichen Termine durchgehen, um sich mit ihren Klienten vertraut zu machen.

Anstatt feste Termine zu vereinbaren, wurden die Klienten nach dem Prinzip »Wer zuerst kommt, mahlt zuerst« in Empfang genommen, nur mit der Vorgabe, sich zu einem bestimmten Datum im Monat oder Tag in der Woche morgens oder nachmittags einzufinden. Sie traf sich jeden Tag mit mehr als einem Dutzend Klienten, zusätzlich zu ihrer Aufgabe, die Termine zu dokumentieren und anderen Papierkram zu erledigen, Telefonate zu führen, Haus- und Arbeitsbesuche zu machen, zu Anhörungen vor Gericht zu erscheinen und die Gefängnisse zu besuchen. Im Gegensatz zu Meg hielt sie nichts davon, durch ihre Klientengespräche zu hetzen. Die Menschen verdienten ihre volle Aufmerksamkeit und ihren Respekt. Wenn das bedeutete, länger zu arbeiten, dann tat sie das auch.

Nachdem Dreama ihren Mantel innen an die Tür gehängt hatte, setzte sie sich und verbrachte einige Augenblicke damit, ihren Computer einzuschalten, sich wieder mit der Bürosoftware vertraut zu machen und den Kalender für den heutigen Tag zu prüfen. Glücklicherweise waren keine internen Meetings geplant. Sie war noch nicht bereit, das kollektive Mitleid in den Augen ihrer Arbeitskollegen zu sehen oder die Fragen zu ihrem Wohlergehen zu beantworten.

Sie warf sich zwei Ibuprofen in den Mund, spülte sie mit Wasser aus der Wasserflasche hinunter, die sie in ihrer Handtasche mitgebracht hatte, und wandte sich dann ihrem morgendlichen Stapel an Akten zu. Mit einem Blick auf den Anmeldebildschirm, der ihr mitteilte, wer gegenwärtig draußen wartete und in welcher Reihenfolge die Klienten eingetroffen waren, nahm sie den Ordner ihres ersten Besuchers vom Stapel.

Cash Turner. Dreißig Jahre alt. Hatte die letzten acht Jahre wegen fahrlässiger Tötung im Gefängnis verbracht. Sie las die Seiten durch, und die Fakten des Falls erschütterten sie. Bei einem Autounfall in betrunkenem Zustand hatte Cash sowohl seine Frau als auch sein ungeborenes Kind verloren, als er gegen die Betonwand des Highways gefahren war und der Wagen sich zweimal überschlagen hatte. Anstelle einer Verhandlung hatte er auf schuldig plädiert und war während seiner Zeit hinter Gittern ein vorbildlicher Insasse gewesen.

Es war nicht ihre Aufgabe, über seine früheren Taten zu urteilen, aber das war nicht immer leicht zu verhindern, erst recht nicht, wenn Kinder im Spiel waren. Trotzdem hatte Cash Turner seine Zeit abgesehen und verdiente eine zweite Chance.

Sein voriger Bewährungshelfer hatte ihn vor einem Monat im Gefängnis besucht, um sicherzustellen, dass Cash sich für die Zeit nach seiner Entlassung um eine Wohnung und eine Anstellung gekümmert hatte.

Um halb zehn stand Dreama von ihrem Schreibtisch auf und machte sich auf den Weg durch den langen Flur. Morgen würde sie ihr Ibuprofen nicht nur vor der Arbeit einnehmen, sondern zusätzlich auch früher herkommen. Am Ende des Flurs öffnete sie die Tür zum Wartezimmer und rief ihren ersten Klienten des Tages auf.

»Mr Turner«, sagte sie und lehnte sich an die Tür.

Ein kurz geschorener Kopf fuhr beim Klang seines Namens sofort hoch, und sie schnappte nach Luft, als verblüffte graue Augen in ihre schauten. Über seine großen, auf die Knie gestützten Hände gebeugt richtete der Mann sich langsam auf und erhob sich zu seiner vollen Größe.

Ihr sexy Fremder aus der Lobby.

Ah, verflixt.

3

Cash war überrascht, dass die Frau aus der Lobby sich als seine Bewährungshelferin entpuppte, aber andererseits ... wann hatte sich irgendetwas in seinem Leben je so entwickelt, wie er es erwartet hatte? Er hatte sich am Morgen das Gleiche vorgenommen wie jeden Tag seit acht Jahren: nicht aufzufallen und nicht in Schwierigkeiten zu geraten. Schlimme Dinge passierten im Gefängnis eher denen, die Aufmerksamkeit auf sich lenkten.

Aber aus irgendeinem Grund hatte er es nicht geschafft, sich aus dieser kleinen Begebenheit in der Lobby herauszuhalten.

Er hatte beobachtet, wie sie in das Gebäude gegangen war, als seine Schwester ihn zu dem Termin hier abgesetzt hatte, und sein Blick war direkt auf ihrem Hintern gelandet.

Er hatte nicht anders gekonnt.

Sicher, sie humpelte, und sie trug einen langen, dunkelblauen Wintermantel, der ihren Hintern bedeckte. Aber, Mann, diese Frau wusste ihn bei jedem Schritt einzusetzen, den sie tat. Wie ein Taktgeber wiegte sie sich in den Hüften hin und her. Er war fasziniert gewesen.

Er hatte nicht vorgehabt, sich einzumischen. Schon gar nicht hatte er vorgehabt, zu ihrer Verteidigung zu eilen, als dieser Junge, der sich als Sicherheitsposten bezeichnete, ihr den Eintritt in das Gebäude verwehrt hatte. Und er hätte auch nicht gedacht, dass er irgendwann neben ihr auf dem Boden hocken würde, um ihr zu helfen, eine offensichtlich beginnende Panikattacke zu bewältigen.

Sie war attraktiv. Das musste er ihr lassen. Genau der Typ, der sein Blut in Wallung brachte. Kurvig und mit

diesen sexy breiten Hüften und der schmalen Taille.
Mandelförmige Augen mit dunklen Wimpern.
Schulterlanges Haar, das an den Wurzeln schwarz war und
zu den Spitzen hin einen helleren Branton annahm. Es
war weder glatt noch lockig, sondern irgendwo
dazwischen. Lang genug, um es festzuhalten und damit zu
spielen, aber kurz genug, um nicht im Weg zu sein.

Nur dass ihr Aussehen gar nichts damit zu tun gehabt
hatte, warum er sein großes Mundwerk aufgemacht hatte.
In Wahrheit konnte er einfach keiner Frau in Nöten
widerstehen. Himmel, genau so war er im reifen Alter von
21 Jahren plötzlich mit Maddie verheiratet gewesen, und
man brauchte sich nur anzusehen, wie großartig das
gelaufen war.

Er konnte diesen Weg nicht noch einmal beschreiten.
Am Ende war es ihm nicht nur misslungen, Maddie zu
retten, seine unbedachten Taten hatten sie sogar
umgebracht. Er mochte vor den Augen des Gesetzes seine
Zeit abgesessen haben, aber das bedeutete nicht, dass er
sich selbst verzieh.

Er ging durch das Wartezimmer auf die Frau zu und
bemerkte, wie hungrig ihre Augen ihn beim Näherkommen
verschlangen und wie ihre schlanke Kehle sich beim
Schlucken spannte.

Die Macht seines Verlangens, diese Frau in devoter
Haltung vor sich auf den Knien zu sehen, haute ihn fast um.
In der Lobby hatte sie forsch und selbstbewusst gewirkt,
aber gleichzeitig auch ein wenig zerbrechlich. Genau die
Art von Frau, die er früher gern dominiert hatte. Aber diese
Zeiten waren vorüber. Nachdem er den Fehler gemacht
hatte, bei Maddie zerbrechlich mit zerbrochen zu
verwechseln, vertraute er seinen Instinkten nicht mehr, den
Unterschied zu erkennen.

Die Frau ließ ihn vorbeigehen, bevor sie die Tür schloss,
und er fing ihren Duft auf, einen Hauch von Erdbeeren und
Sonnenschein in diesem frostüberzogenen Staat Michigan.

Als die Tür sich mit einem Klicken hinter ihnen schloss, schaute die Frau zu ihm auf. Selbst mit ihren weiblichen Kurven war sie zierlich. Bestimmt gute dreißig Zentimeter kleiner als er mit seinen ein Meter einundneunzig.

»Mr Turner?«, fragte sie mit geschäftsmäßigem Ton und ohne auf ihre vorige Begegnung auch nur im Mindesten einzugehen. Als er nickte, fuhr sie fort: »Ich bin Dreama Agosto. Ihre neue Bewährungshelferin.«

»Sie sind eine Frau«, platzte er heraus, bevor er sich bremsen konnte. Vorher war ein Mann für ihn zuständig gewesen. Er hatte einfach angenommen, dass die Bewährungshilfestelle die Fälle nach Geschlecht vergab. War es nicht gefährlich für sie, mit männlichen Haftentlassenen zu arbeiten, vor allem mit den Vergewaltigern und Mördern? Ihm gefiel der Gedanke nicht, dass sie täglich ihr Leben aufs Spiel setzte.

»Danke, dass Sie mich darauf hingewiesen haben.« Sie schenkte ihm ein schwaches Lächeln. »Lassen Sie uns in mein Büro gehen.«

Mist. Er hatte sie verärgert. Kein toller Anfang mit der Person, die die Macht hatte, ihn ins Gefängnis zurückzuschicken.

Er sorgte sich jetzt schon das zweite Mal um ihr Wohlergehen, und dabei kannte er sie nicht einmal. Normalerweise hatte er mehr Kontrolle über sein Mundwerk, aber sie hatte irgendetwas an sich, dass er vergaß, still zu sein.

Er ging neben ihr her durch den Flur und bemerkte, dass ihr Humpeln deutlicher war als draußen in der Lobby. »Ich ... ich dachte einfach, dass ich einen männlichen Bewährungshelfer haben würde, weil ich ein ...«

»Weil Sie ein Mann sind?« Sie schüttelte den Kopf. »Wir haben nicht genug männliche Mitarbeiter, um alle Fälle abzudecken. Jeder von uns muss sich um über hundert Klienten gleichzeitig kümmern, die uns zugewiesen

werden.« Sie brachte ihn zu einem Büro und bedeutete ihm einzutreten. »Nehmen Sie Platz, Mr Turner.«

Richtig. Er war Mr Turner, ihr Klient, und sie war seine Bewährungshelferin. Keine potenzielle Geliebte. Nicht einmal eine Freundin. Ab jetzt musste er das im Gedächtnis behalten.

»Ja, Ma'am«, sagte er und setzte sich vor ihren Schreibtisch. Ihm fiel auf, dass der Tisch so stand, dass sie näher an der Tür saß als er. *Gut. Dann ist es für irgendeinen gestörten Ex-Häftling schwieriger, sie hier drin gefangen zu nehmen.* Hoffentlich hatte sie auch einen Notfallknopf.

»Sie brauchen mich nicht ›Ma'am‹ zu nennen. Ich bin Dreama Agosto. Nennen Sie mich Dreama. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Sie Cash nenne?«

Ja. Weil sein Name von ihren Lippen viel zu gut klang. »So heiße ich.«

Dreama. Erinnernte ihn an den Song »Dream a Little Dream of Me.«

Ungewöhnlicher Name für eine ungewöhnliche Frau.

Er betrachtete seine Umgebung, eine Gewohnheit, die er im Gefängnis entwickelt hatte. Und genau wie das Gefängnis war ihr Büro ziemlich trostlos. Angegraute weißliche Wände, die wahrscheinlich seit Jahren keine frische Farbe mehr gesehen hatten. Ein zerkratztter, übergroßer brauner Schreibtisch mit einigen Drahtkörben darauf, die für Post benutzt wurden. Ein alter Computermonitor, der aussah, als stammte er noch aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Nichts an den Wänden. Keine Fotos, keine Pflanzen oder sonst irgendetwas, das von Leben und Individualität sprach. Dieses Büro hätte jedem gehören können.

Es passte jedenfalls nicht zu dieser ungewöhnlichen Frau namens Dreama.

Er kannte sie zwar nicht, aber *so viel* konnte er trotzdem erkennen.